

Vergangenheitsbewältigung mit Blick nach vorn

Holzminden (spe). Zwei laufen angsterrfüllt auf den Gleisen vor einer heran nahenden Lokomotive davon, einer sagt: „Wenn nicht bald eine Weiche kommt, sind wir verloren...“ Auf die Idee, die Gleise zu verlassen, kommen sie nicht. Dieser Cartoon ist für Dr. Heinz-Dieter Jung sinnbildlich für die Situation vieler Familien, die seine und die Hilfe seines Hauses suchen. In der „gemeinsamen Suche nach neuen Wegen“ sieht der Leiter des Albert-Schweitzer-Therapeutikums Holzminden die Aufgabe der Fachklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie. Der TAH sprach mit Dr. Jung über „die Zeit nach Aschoff“, den Neuanfang unter seiner Leitung und das Selbstverständnis einer Klinik, die Deutschland weit negativ in die Schlagzeilen geriet, weil ihr damaliger Leiter seine ärztliche Verantwortung und Autorität missbrauchte.

Das erste Jahr „nach Aschoff“ in der Klinik war geprägt von Vergangenheitsbewältigung. Die ersten acht Monate hatte das Mitarbeitersteam ohne Leiter überbrücken, sich selbst organisieren müssen. Das sei nur gegangen, weil das Therapeutikum „sehr viele engagierte Leute hat, die Spaß an der Arbeit haben“, sagt Dr. Jung, Kinderarzt, Kinder- und Jugendpsychiater. Der neue Chef weiß, dass viel Vertrauen verloren gegangen ist – auch im Hause selbst. Den über 40 Mitarbeitern sei der Spaß an der Arbeit mit den Vorkommnissen zunächst genommen worden, dann hätten sie über sich nachgedacht. Ungläubigkeit wechselte mit Wut, das „Denkmal Aschoff“ wankte, fiel schließlich in sich zusammen. Die Mitarbeiter haben in dieser Zeit vieles in Frage gestellt, an sich selbst gezweifelt, über ihre Position in der Klinik, über ihre Arbeit, die eigene Persönlichkeit nachgedacht, vielleicht eine Art Obrigkeitshörigkeit und mangelnde Kritikfähigkeit festgestellt. Das ist schmerzlich und kostet Kraft, die fürs Weitermachen dringend notwendig ist. Seitdem hat sich viel verändert am einstigen „Lustigen Bach“, der in dieser Hinsicht von seiner „Lustigkeit“ eingeübt hat.

Welche Rolle spielte der



Holzminden. Dr. Heinz-Dieter Jung rückt mehr die Familie in den Mittelpunkt als sein Vorgänger: „Den Kopf unterm Arm wieder aufsetzen“. Foto: spe

Neue, welchen Platz nahm er ein, als Dr. Heinz-Dieter Jung am 1. Januar 1999, aus Wilhelmshaven kommend, die Leitung des Albert-Schweitzer-Therapeutikums übernahm? Zunächst habe er sich „auf etwas einsamer Position“ gefühlt, Skepsis und Distanz gespürt. Der Stachel missbrauchten Vertrauens, geerbt vom Vorgänger, saß tief. Das änderte sich nur allmählich. Mit dem „Wandel in der Führung und in der therapeutischen Arbeit“ kam Vertrauen zurück, hin zu mehr Teamwork, zu Transparenz, die der neue Leiter auch nach außen erweitern möchte. „Meine Art zu führen ist eher eine kooperative“, sagt er. Das Erlebte wird in Supervisionen kollektiv aufgearbeitet bis heute und im Oktober noch einmal. Mehrfach ist ein Lehrtherapeut im Haus, der gute Arbeit leistet. Nach knapp zwei Jahren schwärmt Dr. Jung vom „guten Arbeitsklima“ und von der „Qualität der Zusammenarbeit.“

Verlorenes Vertrauen habe

sich aber auch gezeigt am Einbruch in der Ambulanz von 240 auf 130 betreute Familien im Quartal, nachdem die Vorwürfe gegen Dr. Aschoff publik wurden. Stationär war kein Rückgang der Nachfrage spürbar, waren die insgesamt 21 Plätze auf der Kinder- und Jugendstation im Jahresmittel weiterhin zu 95 Prozent belegt. Am besten lässt sich der Ruf der Fachklinik und der Institutsambulanz mit guter Arbeit steigern und halten. Dr. Jung: „Wir verbreiten unser Renommee, eine gute Adresse zu sein, inzwischen wieder.“ Wichtig sei nach wie vor, gläsern nach außen zu sein, „dass wir eine transparente Klinik werden, uns mit anderen Kliniken austauschen, mit Niedergelassenen im Gespräch bleiben.“ Ein im Juli im Haus veranstalteter Workshop „Sexueller Missbrauch“ mit niedergelassenen Therapeuten sei ein weiteres Beispiel der Öffnung.

Was hat sich aber in der therapeutischen Arbeit verändert, welchen Ansatz verfolgen Dr.

Jung und sein Team? Der Leiter spricht von einem „ganzheitlichen Behandlungskonzept, an dem alle beteiligt sind“, also auch die Eltern. Das therapeutische und pädagogische Konzept ergeben ein Ganzes, dass vor allem im stationären Bereich eines nicht will: das Verhalten der Eltern und die Familienstrukturen kopieren, stattdessen neue Wege finden, um nicht die von zu Hause gewohnten Verhaltensweisen zu provozieren, sondern den Kindern die Chance für neue Kommunikations- und Beziehungsmuster geben.

Wichtig ist für den Kinderarzt und Psychiater, „den Familien das Gefühl zu geben, wir reden in liebevoller Weise über sie“ – und miteinander. „Respektvoller Umgang“ lautet die Zauberformel. Ratschläge von hohem Ross des Psychiaters funktionierten selten, weil deren Befolgung das Versagen der Eltern voraussetzen würde. Und die meisten kommen zum Psychotherapeuten ohnehin „mit dem Kopf unterm Arm“, wie es Dr. Jung ausdrückt, der ergänzt: „Er wird ihnen wieder aufgesetzt.“ Denn: Starke Eltern sind für den Therapieerfolg wertvoller als zaudernde und zweifelnde. Jungs Therapeutenweisheit leuchtet auch dem Laien ein: „Wenn ich die Eltern verliere, habe ich auch das Kind verloren.“ Deshalb sei es wichtig, dass die Eltern bereit sind, sich auf die Therapie einzulassen. „Es ist unsere Aufgabe, ein Stück Verantwortung bei den Eltern zu lassen oder zurück zu geben, während das Kind in der Klinik ist. Damit es ‚ihr‘ Kind bleibt, müssen wir die Eltern in unser Handeln einbeziehen, unseren Auftrag klären, ein Ziel formulieren und was es für jeden be-

deutet, dieses Ziel zu erreichen.“ Die Therapeuten sprechen von einem „ressourcen- und lösungsorientierten Therapieansatz“.

Schließlich gebe es „50 Arten, einen Nagel in die Wand zu schlagen“, sprich: Kind, Eltern, der ganzen Familie zu helfen, und er sei als Therapeut kein Richter. Vor die Frage gestellt, dem Kind zu helfen oder dem System, also zum Beispiel der Familie oder dem Heim, hätte er „die Idee, dem System zu helfen.“ Auf dem Weg zum Ziel sei es manchmal hilfreicher, „wozu“ statt „warum“ zu fragen.